

Der erste Rektor der Zürcher Universität

Autor(en): **Ballmer, Karl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **26 (1946-1947)**

Heft 1

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-159399>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der erste Rektor der Zürcher Universität

Von Karl Ballmer

Man holte bei der Begründung der Zürcher Universität im Jahre 1833 den ersten Rektor, den Naturphilosophen *Lorenz Oken*, aus Deutschland. Für uns Heutige eine problematische Reminiszenz! Außer dem Rektor wurde die ganze Garnitur der tonangebenden Universitätslehrer aus dem Reiche bezogen. Damals war das eben so, und weil es so war, war es eben notwendig. Alles Gewesene hat in der Nach-Erinnerung die welt- und menschenfreundliche Tendenz, seinen Notwendigkeitscharakter zu zeigen. Wir waren damals punkto Studienbetrieb keine Selbstversorger. Wenn wir es heute sind, so ist damit keine Pflicht zu einem Kult des Selbstgefallens verbunden.

Die Geburt der Universität Zürich hängt in einigem zusammen mit den Idealen des liberalen Radikalismus. Das junge Geschöpf wurde gleich in den ersten Lebensjahren kräftig von Masern oder Scharlach befallen, während des Zürcher Skandals um David Friedrich Strauß. Mit einiger Bosheit ließe sich vergleichsweise sagen: Der schweizerische und zürcherische Radikalismus absolvierten damals ihre gleichsam nationalsozialistische Epoche. Kennzeichnend für das Gemeinte ist doch, daß die Kultur von der Polizei und vom «Staate» gemacht wird. In Zürich aber begab es sich immerhin, im Jahre 1839, daß die Vertreter der Universitätsfakultäten, angeführt von der theologischen Fakultät, es «wagten», beim Hohen Zürcher Regierungsrate das Bittgesuch vorzubringen, die Hohe Regierung möge künftig den Fakultäten bei der Bestellung der Professoren ein «Mitspracherecht» einräumen. Sonderbar — wir haben uns doch angewöhnt, die Schauplätze für solche Subordinierung der Würde der Wissenschaft unter die Zwecke der hohen Politik als außerhalb unserer Landesgrenzen gelegen zu denken — —. Der Zürcher Regierungsrat aber hatte damals das unerwartete Glück, seine Antwort auf die Bitte der Fakultäten mit einer Broschüre Alfred Eschers erteilen zu können, der mit diesem Votum seine politische Laufbahn startete. Der spätere Diktator Escher studierte damals gerade in Berlin. Den Straußenhandel hatte er aus der Ferne scharf beobachtet. Um im Universitätskonflikt zu intervenieren, hatte er seine Berliner Universitätsstudien unterbrochen, war nach Zürich geeilt, um im Namen aller kantonalzürcherischen Universitätsstudenten energisch gegen die Tendenz zu streiten, nichtstaatlichen Instanzen Einflußnahme auf die Wahl der Professoren zu gewähren. Die Verfassung, erklärte Escher, erlaube eine solche Mitwirkung aus dem Grunde nicht, weil die Hochschule streng dem Staate unterstellt sei; aus der Mitwirkung von Theologen bei der Installation von neuen Theologieprofessoren würde sich die kränkende Kon-

sequenz ergeben, z. B. auch bei den Wahlen zum polizeilichen Gesundheitsamt der medizinischen Fakultät einen Einfluß einzuräumen. — Wir können es uns heute leisten, diese Historie — schmunzelnd zur Kenntnis zu nehmen. (Es soll hier nicht einer falschen Beurteilung Eschers Vorschub geleistet werden. Jedenfalls sei erwähnt, daß Alfred Escher als Zürcher Kantonsschüler den Verein «Okenia» begründete, aus Begeisterung für die Naturwissenschaft und für ihren großen Repräsentanten Lorenz Oken, eben unseren ersten Rektor der Universität.)

Der Naturphilosoph Lorenz Oken war 54 Jahre alt, als er in Zürich der erste Rektor der neuen Universität wurde. Er hatte schon ein reiches, heißes Arbeitsleben hinter sich, als er nach Zürich kam. Die Berufung des Genialen war nur gegen beträchtliche Zürcher Widerstände möglich gewesen. Er stammte aus einer wenig bemittelten bäuerlichen Familie im badischen Offenburg. Sein Zürcher Lehrauftrag lautete auf: Allgemeine Naturgeschichte, Naturphilosophie und Physiologie des Menschen. In Zürich, wo er bis an sein Lebensende blieb, schuf er die große 13bändige «Allgemeine Naturgeschichte für alle Stände» 1833—1851. Er verstarb 1851. In diesem Zeitpunkt der Jahrhundertmitte wirkten die jungen wissenschaftlichen Ideale einer philosophisch desinteressierten «modernen» Naturerforschung bereits stärker als das Bedürfnis, den dahingegangenen «alten Oken» zu ehren. Man liest diesbezüglich in der großen Festschrift der Universität Zürich zu ihrer Jahrhundertfeier im Jahre 1933: «Oken war am 11. August 1851 gestorben. Eine offizielle Ehrung durch Behörden oder Rektorat fand nicht statt, was stark empfunden wurde. Immerhin wohnten auf Antrag des Erziehungsdirektors Alfred Escher sowohl dieser als der Erziehungsrat in corpore der Bestattung bei».

Es wäre vollkommen falsch, Oken einfach zu den idealistischen Spekulanten zu rechnen, die angeblich aus ihren kühnen Gedankengebäuden die Naturtatsachen «deduktiv» konstruieren wollen. An hingebender Beobachterfreude, an Respekt vor der empirischen Erfahrung steht Oken hinter keinem modernen Nur-Empiriker zurück. Er war allerdings sehr darauf aus, über der Beobachtung das *Denken* nicht zu verlieren. Wenn die idealistische Philosophie des Goethezeitalters in einseitiger Weise nur den *Gedanken*-Inhalt der Welt in Betracht zog, so ist dieser deutsche Idealismus die Abendröte eines verglimmenden Tages, der einst in Griechenland aufgegangen war, als erstmals an die Stelle des naturträchtigen Mythos die begriffsklaren Abstraktionen der «Ideen» traten. Zwischen dem occidentalen Abendrot und einem zu erwartenden neuen Tag steht Oken in der Mitte. Die gegenwärtige mathematisch-mechanisch-materialistische Naturwissenschaft ist noch keineswegs der neue Tag; vorerst hat man über der reichquellenden Empirie (und intellektuellem Gedankenspiel) das

Verständnis für die ernsthafte Bedeutung des menschlichen Gedankens beim Aufbau der Welt verloren. Oken wußte um die Bedeutung des Gedankens, oder vielmehr: er *hatte* Gedanken. Er schleuderte seine genialen Gedankenblitze unter die Nur-Empiriker, daß diese Gemächlichen darob wütend wurden. Die aufsteigende Zeit der «exakten» Naturwissenschaft, der menschlicher Verstand gerade noch ein handliches Instrument ist zur Addierung «induktiv» erschlossener Kenntnisse, konnte für «Naturphilosophen» kein Verständnis haben, die vom *Gedanken* in einem ähnlichen Sinne als von einem *konstitutiven* Weltelemente sprachen, wie etwa die Physiker von ihrem Welt-Äther sprechen. Daß der Gedanke zur Wirklichkeit der Natur «gehöre», wie der Duft zur Blüte, so etwas war nicht nach dem Geschmacke der induktiv-mathematischen Mechaniker. Heute sind unsere Entdeckungen für die kühnen Gestalten vom Schlage Okens schon wieder unbefangener geworden. Die Zerrissenheit des Weltwissens in diffuse Vielwisserei ohne Mitte kann auf die Dauer kein Ideal sein. Den jungen Akademikern entspricht jetzt das «Gespräch zwischen den Fakultäten». Es darf aber nicht erwartet werden, dem einheitstiftenden Auftrage der Universitas sei groß gedient, wenn man aus honetter politischer Gesinnung schlecht und recht den Frieden zwischen den arg konträren Fakultäten fördern will — etwa mit einem ehrenwerten Freundschaftsbund zwischen «Glaube und Forschung». Es gibt an der Universität genügend kühlen Verstand, um zu wissen, daß die führende geistige Mitte noch nicht aufgebrochen ist. Der Beitrag der Philosophie, falls es in unseren Tagen so etwas gibt, steht noch aus. Von der Philosophie dürften Anstrengungen erwartet werden zur Orientierung über einen tragfähigen «Begriff des *Geschehens*». Wenn der Physiker von «Ereignissen», wenn der Historiker (oder auch der Theologe) von «Ereignis» spricht, dann meinen sie zwar anspruchsvoll: *Welt*-Ereignis; doch der Physiker, der Historiker, der Biologe, der Theologe, — keiner von ihnen lebt mit dem anderen in der gleichen «Welt». Anstatt des philosophischen Brütens über skurriler Daseins-Mystik (auch anstatt des Phänomenologiespieles) sollten von einer Philosophie, die ihres einheitstiftenden Anliegens eingedenk sein will, ernsthafte Bemühungen angestrebt werden zur Gewinnung eines auf die *eine* «Welt» ausgerichteten strengen Begriffes des «Geschehens» und eines Begriffes des (Welt-) «Ereignisses». Dabei könnte sich die Verbindung des zuversichtlichen Elans «romantischer» Denkkraft mit der legendären Nüchternheit des modernen Laboratoriumswissens als zweckmäßig erweisen.

Okens bedeutende Anregungskraft in der Richtung empirischer Beobachtung ist nicht bestritten: Die Anfänge der modernen vergleichenden Anatomie sind vorzüglich durch Okens Gedanken befruchtet worden; seine Anschauung über die Entstehung lebender

Organismen aus einfachen Zell-«Bläschen» gehören zu den ersten Fundamenten der modernen Embryologie. In der von Gagliardi und Strohl verfaßten Jahrhundertgeschichte der Zürcher Universität liest man:

«Auch die *mikroskopischen* Untersuchungen, welche mit ihren Dimensionsgraden eine Welt eröffneten, die durch schrittweises Sammeln und Aneinanderreihen der Beobachtungen aus Romantik und Philosophie wegführten, wurden in ihrer weittragenden Bedeutung durch *Oken* wohl erkannt. Wäre er nur der sterile, spekulative Naturphilosoph gewesen, als welcher er oft gilt, so hätte er kaum für das von Menzel und Rappard 1851 gegründete Zürcher ‚Mikroskopische Institut‘, welches sich mit Herstellen und Verbreiten mikroskopischer Präparate befaßte, das empfehlende Vorwort geschrieben! Seine Lampe leuchtete überallhin. Lesend setzte er sich kritisch mit sämtlichen ihm erreichbaren Untersuchungsergebnissen auseinander. Wo er etwas Lebendiges, Wertvolles fand, lenkte er die Aufmerksamkeit energisch darauf hin, indem er es in Kenntnis und Scharfsinn verlangender Weise vorbrachte. Nur zu begreiflich, daß er scharfe Plastik, weithin schwingenden Rhythmus rings um sich herum schuf — wodurch bei Jüngeren der Drang zu eigener Teilnahme an solcher Neugestaltung fruchtbar aufgestachelt wurde».

Ein mutloser akademischer Quietismus möchte in *Oken* den «letzten» Vertreter eines Gelehrtentyps sehen, der der Illusion nachhing, Philosophie und strenge Naturbeobachtung kühn in einem Griff umspannen zu wollen. Besser wäre es, in *Oken* den ersten Vorläufer zu sehen eines Wissenschaftszeitalters, das für die Mutlosigkeit der gegenwärtigen Universitas nur ein Gefühl des schonenden Mitleids haben wird.

Vor seiner Berufung nach Zürich hatte *Oken* durch Jahrzehnte in bewegtem Kampfe gestanden gegen einen geistlich und politisch verkalkten offiziellen Wissenschaftsbetrieb seiner Zeit. Man hat ihm diesen Kampf im Zeitalter der Metternich'schen Restauration nicht leicht gemacht. Die Berufung nach Zürich (1832) entzog ihn den Schikanen, denen er im geistlich ausgerichteten München ausgesetzt war, wo er seit 1828 als Ordinarius an der berühmten Universität wirkte. Man tat in München das Entsprechende, um den Fortschrittsgeist *Oken* als «krassen Heiden» und als sturen «Naturalisten» erscheinen zu lassen. Die herrschende Hofclique ließ ihn strafversetzen nach Erlangen, das als Pietistennest galt; dort sollte seine geistige Wiedergeburt befördert werden. Schon früher war er selbst mit dem Weimarer Staatsminister Goethe nicht zu Rande gekommen; er wurde von Staates wegen beargwöhnt wegen seiner enzyklopädischen Zeitschrift «*Isis*», die er seit 1817, damals Professor in Jena, herausgab. Der ersten Nummer der «*Isis*» setzte er als Motto und Thema

den Paragraphen der Weimarischen Staatsverfassung voran, der die Pressefreiheit garantierte. Als sich immerhin ein Anlaß finden ließ, ihn wegen seiner politischen Gesinnung zu verdächtigen, wurde er von der Weimarischen Staatsregierung, nicht ohne Anteil des Ministers Goethe, vor die Wahl gestellt, entweder seine Zeitschrift oder seine Jenenser Professur aufzugeben. Er wählte das letztere und lebte in Jena bis zu seiner Berufung nach München in sehr eingeschränkten Verhältnissen.

Es besteht in bezug auf geistige Struktur und zeitlichen Rhythmus eine Parallelität zwischen Oken und dem Schweizer Troxler, dem bevorzugten Schüler Schellings. Als Altersgenosse Okens ist Troxler 1780 in Beromünster geboren und 1866 in Aarau verstorben, während der Lebensgang Okens zwischen die Jahre 1779—1851 fällt. Wie Oken ist auch Troxler Katholik; beide gehen wagemutig das Risiko ein, Ererbtes der Erprobung durch eine pochende Zukunft auszusetzen. Auch Troxlers Leben ist dementsprechend bewegt. Am Luzerner Gymnasium war Augustin Keller, der spätere Aargauer Klosterliquidator, sein Lehrer. Während des Wiener-Kongresses praktizierte er als Arzt längere Zeit in Wien, daneben beim Kongreß die Funktion eines eidgenössisch beauftragten Beobachters versehend. Als Basler Philosophieprofessor in den dreißiger Jahren mußte Troxler bei Anlaß des Kraches, der zur Lostrennung des Kantons Baselland führte, im Leiterwagen durch den Jura nach Aarau flüchten. Später wirkte er als Philosophielehrer an der Berner Universität. In Aarau schuf er zusammen mit Heinrich Zschokke die Grundlagen für die heutige Aargauische Kantonsschule. Heute ist der Denker Troxler in den höheren Bezirken der schweizerischen Bildung so gut wie unbekannt.

Vermutlich empfing der junge Troxler von Oken die Anregung zu seiner sehr gehaltvollen Beurteilung des Wesens der menschlichen und tierischen *Sinne*, doch scheint auch eine Beeinflussung in der umgekehrten Richtung möglich. In Okens «Naturphilosophie» vom Jahre 1803 findet sich der bemerkenswerte Versuch, die verschiedenen Tierklassen auf ein einheitliches Bildeprinzip zurückzuführen, wobei als das Hauptmerkmal des Tierwesens der Sinnesapparat angesehen wird. Die gesamte Tierwelt wird betrachtet wie *ein* Tier, in welchem sich die Sinne stufenweise entfalten und entwickeln, von der Primitivform zur Differenzierung. Zugleich aber sieht Oken die verschiedenen Entwicklungsstufen der Sinnesapparatur insofern in den *gegenwärtigen* Tieren vorhanden, als er die Verschiedenheit der Tiergestalten als den Ausdruck von je einseitig ausgeformten Sinnesapparaten schaut. Das Dominieren *eines* Sinnes bewirkt die spezifische Gesamtgestalt einer Tier-Klasse, sodaß man dementsprechend von Sehtieren, Riechtieren, Hörtieren usw. sprechen könnte. Hin-

sichtlich der Gestalt des Menschen wollte Oken zeigen, daß die formbildenden Kräfte in den einzelnen Organen des Menschen etwas zu tun haben mit der Formgestaltung einzelner Tier-Klassen. Diese Vorstellungsart Okens und Troxlers ist keineswegs *nur* schokant, — sie scheint im Gegenteil geeignet, den Vorstellungen einer vulgären «Abstammungslehre» *koordiniert* zu werden. Die Einseitigkeit des Haeckelismus besteht ja doch wohl darin, daß neben den *zeitlichen* Relationen der tierisch-menschlichen Lebensformen nicht auch Relationen des Raumes, d. h. des Nebeneinander erfragt und erforscht werden. Zwischen einem Hottentotten und einem gleichzeitigen europäischen Genie der Kunst oder Wissenschaft besteht doch auch eine Entwicklungsspannung. Wo man heute dabei ist, am Vulgär-Darwinismus im Zeichen humanistischer Besinnung akademische Verzierungen anzubringen, sollte man nicht übersehen, mit wieviel beträchtlicherem Elan Geister wie Oken Ideen zur Verfügung stellten, die auf wissenschaftlicher Ebene positiv viel weiter zielen als eine müde Abwehr der «tierischen Abstammung» des Menschen — aus Motiven einer «christlichen Weltanschauung». Die Wünschbarkeit einer *wissenschaftlichen* Diskreditierung der peinlich vulgären Frage «Stammt der Mensch vom Affen ab?» ist evident. Warum ist die Frage «Stammt der Mensch vom Affen ab?» eine — unmögliche Frage? Der Denker Oken kann in dieser Sache mit Nutzen konsultiert werden. Zwar können seine genialischen Gedankensplitter vor unseren heutigen wissenschaftlichen Ansprüchen nicht als letztverbindlich gelten, aber eines können sie: sie können ein am Vulgärdarwinismus vertölpeltes Denken in die gute Richtung weisen! Im Sinne Okens hätte der Hottentotte (sei es als Afrikaner oder als «guter Europäer») die Überlegung anzustellen: In der Ferne gibt es Menschen, die den Menschen in höherem Grade schon in sich realisiert haben, als ich selbst; es scheint sich zu lohnen, als Mensch von einem fernen Spitzenmenschentum abzustammen. Oken denkt als *umgekehrter* Darwinist; er ist der Ansicht, daß der Mensch, als das höchste Lebewesen, die niedrigeren Wesen einst alle in sich getragen hat und sie allmählich im Verlaufe der Weltevolution aus sich *herausgesetzt* hat, um zu sich selbst zu kommen. Zuletzt hat er den Affen aus sich herausgesetzt, — ein Vorgang, dessen symbolische Wiederholung uns wenigstens noch im Bereiche des Moralischen und Ästhetischen vorstellbar ist. Im Sinne Okens also stammt der Mensch nicht vom Affen ab, sondern der Affe ist eine Art heruntergekommener Mensch, ein Wesen, das ausgestoßen werden mußte, wenn der Mensch zu sich selber kommen wollte.

Oken wäre im 20. Jahrhundert natürlich kein Gegner des Darwinismus und Haeckelismus, aber er hätte zum landläufigen «Darwinismus» etwas Wesentliches hinzuzufügen: nämlich *Gedanken*, die mit den erforschten großartigen Naturtatsachen gleichrangig sind. Der

heutige wissenschaftliche Materialismus hat lahme oder gar keine Gedanken. Ein frommer Positivismus nimmt willkürlich an, die Welt sei fix und fertig ohne den tätigen *Geist des Menschen*. Der Materialismus kann die Frage «Was ist der Mensch?» überhaupt nicht stellen. Die Menschenfrage ist nicht einseitig durch vergleichende Anatomie, Embryologie und Paläontologie zu lösen. Was als Bein und Fleisch des Menschen zu tasten ist, ist nur die eine Hälfte des höchsten Weltwesens. Der Mensch als das höchste Weltwesen ist erst dadurch eine Ganzheit, daß er denkend in sich selber seinen geistig-moralischen Ursprung — *erschafft*. Dieser Ursprung ist nicht unter dem Mikroskop zu bestaunen, niemand kann dem Menschen als solchem die Aufgabe abnehmen, selbst in seinem innersten Heiligtum seinen Ursprung zu erschaffen. Wird die komplexe Einheit und Ganzheit des Menschen nicht hochgehalten, sondern vergessen, — dann entsteht eben der materialistische «Monismus». Oken duldet keine einseitige Empirie, er frug *ernsthaft* nach dem Menschenursprung. Der Menschenursprung soll nicht nur in den primitiven Zellvorgängen der einfachsten Lebewesen gesucht werden; der moralisch-geistige Ursprung als objektive Weltrealität liegt je und je in den großen Individualitäten als Entwicklungsvorbildern der Menschheit. In diesen wird die allgemeine Menschengattung als Gattung erst *existent*. Haeckel ließ diesen Gesichtspunkt außer Betracht, als er seine großartigen Beobachtungen über das Verhältnis der Stammesentwicklung zur Individualentwicklung anstellte; er erhob sich als Denker nicht über das Niveau eines frommen Positivismus, der das Selbst, das den Zweck des Menschen erschafft, in ein Außerhalb des Menschen verlegt. Über der hitzigen Abwehr jenes Außerhalb vergaß Haeckel ganz, daß die Frage «Was ist der Mensch?» etwas zu tun hat mit dem Zweck, den sich der Mensch selbst erschafft.

Wo man den freundlichen Bürgerfrieden zwischen «Glaube und Forschung» haben will, hat man noch nicht bemerken wollen, wie nahe verwandt eigentlich die Abstammungsfrage des Menschen mit Problemen der theologischen Fakultät ist. Wenn theologisch der Zweck des Menschen mit einem Leichnam am Kreuz zusammenzudenken ist, so scheint allerdings die Brücke noch nicht gebaut, auf der von der theologischen Fakultät aus in die biologische und physikalische Fakultät zu gelangen wäre. Es sind keine Theologen aufgetreten, die zur Abwehr der «Affenabstammung» die These verfechten: der Mensch stamme in Wahrheit von einem Leichnam am Kreuz ab; die Frage der Menschwerdung sei gleichsam konform dem Problem «Auferstehung des Fleisches». Keine Theologie postulierte bisher: die Biologie könne nicht weiterkommen, ehe sie nicht die «Einheit des Lebens» aus dem Tode herleite; die Physik tue gut daran, die «*Materie*» des als Individuum gedachten Kosmos mit der ge-

formten Individualität des Leichnams zusammenzudenken, — und das physikalische Wärmewesen der Welt nicht ohne Zusammenhang mit der wärmenden Menschen-Seele zu erfragen (bei allem schuldigen Respekt vor den intellektuellen Scherzen der Atomphysik); es sei jetzt dringlich, dem Rassismus zu wehren, — dem derben und auch dem feinen in der Tarngestalt einer «Tiefenpsychologie» — — —. Im Zeitalter des Rassismus steht jedenfalls die Frage der Herkunft des Menschen erneut im Brennpunkt der geistigen Auseinandersetzungen. Oken liefert an diese Frage einen Beitrag, der gewichtiger scheint als manches von Nahzwecken bedingte «humanistische» Lamentieren. Oken läßt für die moderne Intelligenz den Gedanken als *wissenschaftlich* traktabel erscheinen, daß die bewunderungswürdige moderne Philogenetik revisionsfähig sei.

Die gegenwärtige Weltkatastrophe beweist uns, daß über die Menschenfrage eigentlich nicht «akademisch» zu verhandeln ist. Wir dürfen inmitten des Chaos überzeugt sein, daß der Mensch, um Mensch zu sein, von seinem Menschen-Ziel und Menschenzweck abstammen muß, wenn die Welt nicht an der Desorientierung der Menschheit zugrunde gehen soll. Die sich wiederholende Menschheit ist unterwegs nach einem Ziele, von dem sie herkommt und abstammt. Das ist ein Gedanke eines nicht bequemen Denkens, aber ernsthafte Fragen verlangen eben ein unbequemes Denken. Der biedere Positivismus, ob fromm oder unfrohm, schätzt ein solches unbequemes Denken nicht. Das muß so sein und soll niemanden anfechten. Die Welt aber, die des Wiederaufbaus gewärtig ist, könnte schon zufrieden sein, wenn sich in Etlichen die Zuversicht in die *Produktivkraft* des Bundes zwischen «Glaube und Forschung» befestigen wollte.

Man erlebt es immer wieder, daß irgendwelche Fachwissenschaftler auf den Einfall geraten, die *gesamte* Welt mit den paar dünnen Abstraktionen ihres Spezialfaches umspannen zu wollen. In neuester Zeit sind es besonders die Physiker, die Gott und die Welt nach der Schablone ihrer atomistischen Fakirkünste «erklären» wollen, wobei hauptsächlich eine rührende philosophische Anspruchslosigkeit Beleuchtung erfährt. Besonders durch einige bekannte Engländernamen wird das moderne Priesterfach der Physiko-Mythologie repräsentiert. Lorenz Oken war von einem anderen geistigen Schlage. Unter Naturphilosophie versteht Oken im Prinzip das Gleiche wie ein Thomas von Aquino mit seiner «Summa». Aber im protestantischen Deutschland Hegels, Fichtes und Schellings gibt es jetzt für Oken keine andere Möglichkeit, als das Urwesen der Welt unter dem Titel «Ich» zu erfragen. In Deutschland war man auf den Spuren Lessings, Herders und Goethes seit lange dabei, aus der theologischen Doppelwelt, die auf eine subtile Trennung von «Gott» und «Natur» bedacht ist, eine neue Summa zu erbauen, die von Oken als *Theosophie* be-

zeichnet wird. Freilich, die Theosophie Okens mußte aus dem gleichen Grunde scheitern wie die Theosophie Hegels: Beide gelangen nicht zur Überwindung des Pantheismus. Das Problem der Transzendenz *im* «Ich» bleibt ihnen verschlossen. Oken wie Hegel machen halt vor der Aufgabe, das Christentum auf einer höheren Stufe zu gewahren.

Das Thema der Oken'schen Theosophie lautet: die ewige Verwandlung Gottes in die Welt. Ihre Gottesidee ist von eindrucksvoller Kraft und Konsequenz. Es ist in der Natur und Welt nichts *real* als einzig das Absolute selbst. Die Existenz des Einzelnen ist keine Existenz, das Einzelne existiert *real* nur als eine Form der *Wiederholung* des Absoluten. Auf die Frage «Was ist Gott?» hat Oken eine Antwort, die es einer landesüblichen Gottesgelehrtheit nicht schwer machen würde, ihn zum nackten «Atheisten» zu stempeln. Gott ist «das seiende selbstbewußte Nichts». Hinter einer solchen abstrakten Formel verbirgt sich ihr Sinn mehr, als daß er ausgesprochen wäre. «Gott ist das seiende selbstbewußte Nichts» will im Zusammenhang der Oken'schen Theosophie besagen: Im innersten Ich-Kern des Menschen findet sich als «selbstbewußtes Nichts» die pure Möglichkeit, das Ich zum Welt-Bewußtsein zu erwecken und zu erweitern. Ja, Oken ist schon hinsichtlich des *Denkens* der Ansicht, daß im wahren Denken nicht der zufällige Einzelne denkt, sondern die Welt selbst. Der Verstand des Menschen, sagt Oken, ist Welt-Verstand. Philiströse Ängstlichkeit wird zu Okens Gottesbegriff sagen: Also betrachtet Oken seinen Gott als eine Aufgabe des — Menschen? Sofern dies zutrifft, tut Oken nichts anderes, als die Mysterien des Altertums von je getan haben. Okens Gottesbegriff ist der Gottesbegriff des Mysterien. Ein anderer deutscher Theosoph verbringt über das Wesen des Mysterien Licht mit den folgenden Sätzen:

«Der Mensch mit der gewöhnlichen sinnlich-logischen Lebensanschauung schafft sich Götter, oder, wenn er zu der Einsicht des Schaffens kommt, dann leugnet er sie. Der Mysterien erkennt, daß *er* Götter schafft; er erkennt, *warum* er sie schafft; er sieht sozusagen hinter die Naturgesetzmäßigkeit des Götterschaffens. Es ist mit ihm so, wie wenn die Pflanze plötzlich wissend würde, und die Gesetze ihres eigenen Wachstums, ihre eigene Entwicklung kennen lernte». (Rudolf Steiner, in dem Buche «Das Christentum als mystische Tatsache», 1902, S. 58.)

Seit Lessing gehört zum deutschen Begriff der Theosophie als Kernbestandteil die «Seelenwanderung», d. h. die Lehre von den wiederholten Verkörperungen des geistigen Kernes des Menschen. Dieser deutsche Begriff der Wiederverkörperung unterscheidet sich grundsätzlich vom Begriffe der «Seelenwanderung» in der indischen Theosophie. Nach der Idee Lessings ist der einzelne Mensch ein Mitwirkender am Ziele des Gesamtweltprozesses; der Einzelne muß daher

in stets neuen Verkörperungen unter neuen Bedingungen immer wieder antreten, bis das Weltziel erreicht ist. Lessing rückt die Wiederverkörperung unter den Gesichtspunkt einer «Erziehung des Menschengeschlechts». Wie verhält sich der Theosoph Oken zur Wiederverkörperung? Oken distanziert sich von der indischen Idee der «Seelenwanderung»; er läßt nur eine Wiederverkörperung zu, die den Weg von der einen Inkarnation zur nächsten über das Absolute, über Gott, nimmt. In dieser bezeichnenden Stellungnahme zu einer theosophischen Kernfrage manifestiert sich Okens integre christliche Substanz.

Über das tiefere Verhältnis von Leben und Tod finden sich bei Oken bedeutende Voraussetzungen späterer Erkenntnisse. Oken lehrt: Der Mensch ist Gott, vorgestellt von Gott; Gott ist ein Mensch, der in seinem Selbstbewußtsein Gott vorstellt. — Diesem Gedanken aber stellt Oken einen anderen entgegen: Das Leben des Alls ist — als *Leben* — Abfall von Gott. Gott als das «Nichts» ist mehr als Leben. Das Leben ist das Streben eines individuellen Dinges, selbst das Absolute sein zu wollen. Jedes lebende Ding ist aber ein doppeltes: ein für sich bestehendes und ein in das Absolute eingetauchtes. In jedem Ding ist ein individualisierender, belebender, und ein universalisierender, *tötender* Prozeß. Das Prinzip der Universalisierung eines individuellen Dinges, also zum Beispiel eines individuellen Menschen, ist das Sterbenkönnen. Mit dieser treffenden Unterscheidung von Leben und Tod im Universum ist Oken der Herold eines Christentumsverständnisses, das sich im 20. Jahrhundert theosophisch verjüngt haben wird: Quell und Wirklichkeit des Lebens ist ein Tod. Die Gültigkeit des Oken'schen Satzes «der Mensch ist Gott» ist an die Bedingung gebunden, daß der Mensch seine Wirklichkeit aus der Kraft des *Todes* habe.

★ Politische Rundschau ★

Zur Lage

Immer noch beherrscht *das russische Problem* vollkommen das Feld der großen Weltpolitik, und so nimmt es auch die allgemeine Diskussion völlig in Anspruch. Fast alle andern Probleme stehen in abhängiger Beziehung zu dieser großen Hauptfrage, oder dann sind sie von ihr mindestens stark beeinflußt. Unter ihnen nennen wir vorab die Fülle der *Probleme Frankreichs*. Sie äußern sich in dem zähen Kampf der Kommunisten um den entscheidenden Einfluß in der politischen Führung des Landes, vorerst zur Durchsetzung ihrer Wünsche in der neuen Verfassung, und in dem ebenso zähen Kampf, der von seiten des Bürgertums gegen diese Ansprüche geführt wird. Hier mag die *Mission Blum* in den Vereinigten Staaten mit